

Kommentar zu „Ein alternativer Standpunkt zu Deutsch als Wissenschaftssprache“ von Walter Krämer

Von Günter Jehle

Ist es wirklich so, wie von Walter Krämer (2002) zitiert und bei Ehlich (2000) ausgeführt, dass der Sprache „eine eigenständige gnoseologische Funktion bei der Wissensgewinnung“ zukommt? Sollten Wissenschaftler, deren Muttersprache Deutsch ist, lieber in ihrer Muttersprache formulieren, weil sie dann zu differenzierteren kognitiven Leistungen befähigt werden?

So interessant wie die Fragestellung ist, so schwierig ist es auch, eine schlüssige Antwort darauf zu geben. Letzten Endes haben wir es mit einer Fragestellung zu tun, die die Schnittstelle zwischen Psycholinguistik und Sprachphilosophie betrifft. Es gibt verschiedene wissenschaftliche Schulen, auf die ich im folgenden näher eingehe, bevor ich einen grundlegenden Trade-off zwischen Kreativität und Stringenz formuliere, der m.E. von Krämer übersehen wird.

Ist man eindeutiger Verfechter der Sapir-Whorf-Hypothese, wonach¹, kurz gesagt, die Kategorisierung und die Wahrnehmung unserer außersprachlichen Welt entscheidend von der Sprache abhängt, in der wir unsere Umwelt näher gebracht bekommen, dann muss man Krämer und Ehlich sicherlich zustimmen, dass der Gebrauch der Muttersprache zu einer differenzierteren Wahrnehmung, zu genaueren Erkenntnissen und zu einer größeren Trennschärfe zwischen unterschiedlichen Kategorien hinsichtlich außersprachlicher Realitäten führt. Vorausgesetzt wird hierbei natürlich, dass die Englischkenntnisse eines deutschsprachigen Wissenschaftlers nur eine Teilmenge seiner Muttersprache ausmachen. Die Frage hierbei ist allerdings, ob der deutschsprachige Muttersprachler nicht doch etwa in seiner Muttersprache „denkt“ und seine Gedanken und Erkenntnisse quasi später ins Englische überträgt. In diesem Fall täte der Gebrauch des Englischen der Differenziertheit seiner Erkenntnisse keinen Abbruch. Das Problem läge hierbei vielmehr in der sprachlichen Darstellung der wissenschaftlichen Erkenntnisse, da im Bereich des Englischen, gemessen am Deutschen, sprachliche Defizite vorliegen.

Versucht der deutschsprachige Muttersprachler allerdings seine Erkenntnisse sozusagen „Englisch denkend“ zu erlangen, so wäre – vom Standpunkt

¹ Nachzulesen in Gipper (1972).

der Sapir-Whorf-Hypothese – seine Perspektive eine eingeschränkte, zumindest eine andere, als wenn er die Welt der wissenschaftlichen Methoden und Erkenntnisse durch „die deutsche Brille“ wahrnehme.

Aus dem Blickwinkel der Psycholinguistik, dem zweiten wissenschaftlichen Ansatz, der in diesem Zusammenhang Erwähnung finden muss, lässt sich sagen, dass diesbezüglich noch vieles unerforscht ist (und wohl auch schlecht erforschbar ist) und dass auch hier vieles davon abhängt, welcher Schule man angehört und von welchen Prämissen man ausgeht. Bezieht man sich auf Levelt², einem der führenden Psycholinguisten im Bereich der Sprachverarbeitung, so kann man davon ausgehen, dass gnoseologische Prozesse einzelsprachenunabhängig in einem Teil des Cortex ablaufen, der nicht auf das Lexikon einer Sprache angewiesen ist, der, wie Levelt sagt, „essentially pre-linguistic“ ist. Die gedanklichen Konstrukte werden erst in einem weiteren Modul, dem sogenannten *formulator*, in konkrete sprachliche Äußerungen übertragen. Diesem Modell zufolge wäre also die Qualität wissenschaftlicher Erkenntnisse völlig unabhängig von einer bestimmten Sprache. Zu Qualitätsverlusten kann es erst bei der Ausformulierung der Erkenntnisse und Gedanken kommen, Qualitätsverluste, die mit der geringeren Beherrschung der Fremdsprache letztendlich zu tun haben.

Roelofs, einer der bedeutendsten Schüler Levelts, hat 2000 ein Sprachproduktionsmodell vorgestellt, das auf der bisherigen psycholinguistischen Forschung sowie auf den Erkenntnissen der sogenannten *neuro-imaging techniques* (wie z. B. *positron emission tomography* oder *functional magnetic resonance imaging*) beruht (vgl. Roelofs 2000). Er geht, im Gegensatz zu seinem Lehrer Levelt, von der Annahme aus, dass man mentale Konzepte und Sprache nicht scharf voneinander trennen könne. Bei der Sprachproduktion entwickeln Roelofs' Ansicht nach die Sprachbenutzer sogenannte *lexical concepts*, das heißt gedankliche Konstrukte, die unmittelbar in der Form bestimmter sprachlicher Konstrukte aufgebaut werden. Dies hätte natürlich zur Folge, dass, wie Krämer es formuliert (S. 302), kreatives Denken den meisten Menschen nur in der Muttersprache gelänge, zumindest in der Muttersprache besser gelänge als in der Fremdsprache.

Vieles spricht meines Erachtens für die Berücksichtigung konnektionistischer Sprachverarbeitungstheorien. Diese lehnen sich in starkem Maße an die neuronale Struktur des menschlichen Cortex an und gehen von einer Unzahl an neuronalen Verbindungen aus, von einem riesigen Geflecht von Verknüpfungen, bei denen der Aspekt der *connexion strength* eine wesentliche Rolle spielt (vgl. Dell 1986). Des Weiteren geht man von dem Prinzip der *spreading activation* sowie der *interactivity* neuronaler Impulse aus. Dass dies nicht nur eine theoretische Annahme ist, bezeugen auch Publikationen aus dem Bereich

² Eine Kurzdarstellung seines Sprachproduktionsmodells findet sich in Levelt (1999).

der Neurologie (vgl. Lamb 1999). Kurz gesagt, könnten Wissenschaftler diesem *approach* zufolge jederzeit, wenn sie gnoseologisch bzw. beim Darstellen komplizierter Verhältnisse in der Fremdsprache steckenbleiben, die muttersprachlichen Teile des mentalen Lexikons aktivieren und somit dank differenzierterer Ausprägungen muttersprachlicher Konzepte und Kategorien zu einer differenzierteren, und wenn Sie wollen, „kreativeren“ Denkweise gelangen.

Krämers (2002) Auffassung, wonach nur die Muttersprache kreatives Denken zulässt, kann demzufolge nicht in vollem Umfang geteilt werden. Zum einen werden deutschsprachige Wissenschaftler, deren Englisch nicht gerade vom Feinsten ist, ohnehin, wie Galileo, Kepler und Leibniz, in ihrer Muttersprache denken, bevor sie ihre Erkenntnisse in einer Fremdsprache publizieren. Zum anderen dürfte, in Anlehnung an die konnektionistische Sprachproduktionstheorie, selbst beim „Denken“ in der Fremdsprache die Muttersprache immer wieder – je nach *connexion strength* – den Erkenntnisprozess unterstützen und somit auch die Kreativität fördern oder gar erst ermöglichen, so dass eventuelle Defizite von auf englisch publizierten wissenschaftlichen Erkenntnissen deutschsprachiger Forscher in erster Linie auf Defizite beim Schreiben zurückzuführen sind.

Die von Krämer angerissene Fragestellung ist so ungeheuer komplex, dass sie wohl kaum mit einem klaren Ja oder einem eindeutigen Nein zu beantworten ist. Bei einem ernst zu nehmenden Wissenschaftler, der über einen „near-native command of English“ verfügt, kann ich mir nicht vorstellen, dass der Gebrauch der Fremdsprache zu nicht-optimalen wissenschaftlichen Erkenntnissen bzw. einer von Defiziten geprägten Darstellung derselben führt.

Schließlich gibt es gegenüber einem eventuell höheren Maß an Kreativität, das durch Denken in der Muttersprache entsteht, eine gegenläufige Tendenz im Hinblick auf die Qualität des wissenschaftlichen Ergebnisses. Dieser Trade-off scheint mir in einer wissenschaftlichen Welt, in der tendenziell ohnehin zu viel publiziert wird, sehr wichtig zu sein: Der begrenztere Ausdrucksreichtum in der Fremdsprache im Vergleich zur Muttersprache zwingt Wissenschaftler unter anderem, sich in sehr klarer und konkreter Weise auszudrücken. Somit kann gerade der Gebrauch der Fremdsprache verhindern, dass sich mancher Wissenschaftler in seiner Muttersprache in *sophisticated* klingenden, jedoch für den Leser teilweise nicht mehr nachvollziehbaren „wissenschaftlichen“ Formulierungen ergeht.

Literatur

- Dell, G. S. (2002), A spreading activation theory of retrieval in sentence production. In: *Psychological Review* 93, 283 – 321.
- Ehlich, K. (2002), Deutsch als Wissenschaftssprache für das 21. Jahrhundert, *German as a foreign language* 1, 2000 (<http://www.gfl-journal.com>).

- Gipper, H.* (1972), Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip? Untersuchungen zur Sapir-Whorf-Hypothese. Frankfurt am Main.
- Krämer, W.* (2002), Ein alternativer Standpunkt zu „Deutsch als Wissenschaftssprache“, *Schmollers Jahrbuch* 2/2002, 301 – 304.
- Lamb, S. M.* (1999), Pathways of the brain: the neurocognitive basis of language. Amsterdam und Philadelphia.
- Levelt, W. J. M./Roelofs, A./Meyer, A. S.* (1999), A theory of lexical access in speech production. In: *Behavioral and Brain Sciences* 22, 1 – 38.
- Roelofs, A.* (2000), WEAVER++ and other computational models of lemma retrieval and word-form encoding. In: L. Wheeldon (Hg.), *Aspects of language production*. Hove, 71 – 114.